

## **Unterwegs geborgen**

Von der Suche nach Heimat

Lesung und Vortrag von Georg Magirius

Stadtkirche am Abend, Schorndorf, 15. Januar 2012

Musik: Gospelchor Chocolate, Leitung: Ernst Gross, Piano: Heiko Schwertfeger

Liturgie und Leitung: Pfarrerin Dorothee Eisrich

Verehrte Nomaden, liebe Wanderer,

auch wenn Sie sitzen, werden Sie gleich in eine abenteuerliche Bewegung kommen. Das heißt: Jeder von uns ist ohnehin fast ständig in Bewegung, ich bin heute etwa per Fahrrad zum Bahnhof und mit dem Zug hierher gereist. Aber auch im übertragenen Sinn ist man ständig unterwegs, bleibt nicht stehen, selbst wenn man es wollte. Auch wer sein ganzes Leben noch nicht umgezogen sein sollte, wechselt den vertrauten Ort. Man kommt in den Kindergarten, in die Schule, verlässt die Schule, da gibt es den Wechsel der Arbeitsstelle, oder man verliert sie, schult um, Kinder kommen, Kinder ziehen aus, jemand stirbt, alles ist jetzt anders. Und auch man selbst geht einmal hinüber.

Dass man ein Reisender ist, spürt man am Jahresanfang sehr gut. Etwas liegt zurück, und vor einem ist das neue Jahr ausgebreitet, was wird es bringen? Da ist ein wunderbares Aufbruchsgefühl und die Lust am Abenteuer! Und dann ist man auch wieder zaghaft, weiß nicht recht, was werden wird. Oft hat man das Gefühl, man kommt nicht an, bleibt stecken, kommt nicht vorwärts, will am liebsten zurück.

Doch die Suche nach Geborgenheit treibt weiter an, der Wunsch nach tiefer Zufriedenheit, die Sehnsucht nach paradiesischer Heimat, das Gefühl ganz und gar zu Hause zu sein. Wie soll man es sagen, ich persönlich kann es letzten Endes nur klassisch sagen: Was weiterwandern lässt, ist die Sehnsucht, bei Gott zu sein.

Ein wunderbarer Begleiter bei der Wanderung durchs Leben ist die uralte Geschichte des Mose und der Hebräer aus der Bibel. Sie kann sein wie ein Wanderstab, ein Krückstock auf dem Weg, den man packt, der Halt verspricht und eine gute Haltung gibt. Die Geschichte erzählt: Es kann sich etwas ändern! Jetzt, heute, morgen, in

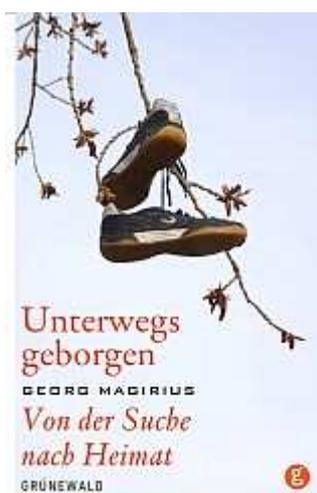
diesem Leben. Denn die Hebräer hatten dort, wo sie geboren waren, keine Heimat. Sie waren gefesselt, versklavt, fremd, sie fühlten sich überhaupt nicht zu Hause oder geborgen. So brachen sie auf, zogen in die Freiheit! Denn Gott ist kein Freund der Sklaverei.

So ist es, finde ich, auch ganz normal, wenn man sich nicht immer ganz und gar heimisch fühlt. Das ist kein Defizit! Sondern es kann umgekehrt zum Antrieb werden, der einen aufbrechen lässt. Es ist eine Vorfreude, denn die große schöne Geborgenheit wird erst noch kommen. Für Mose und die Hebräer war es das Gelobte Land, wo Milch und Honig fließen. Sie sind in der Wüste unterwegs, aber nicht lange, und sie sind nah am Ziel, an der Grenze – und hatten dann auf einmal Angst, wagten nicht hinüberzugehen. Die meisten von denen, die aufgebrochen waren, konnten das Gelobte Land zu Lebzeiten nicht erreichen. Warum aber, so frage ich mich, gingen sie dann doch auch wieder weiter, blieben nicht sitzen, was trieb sie eigentlich an?

Kraft gab ihnen, dass sie unterwegs bereits das Gelobte Land erahnen können, nämlich in Augenblicken, die einen völlig erfüllen, es war ein Heimatgefühl, das nicht an Ortsschilder und Landesgrenzen gebunden ist. So habe ich in dem Buch „Unterwegs geborgen“ die Reise der Hebräer nachgezeichnet und in unserer Gegenwart hineinerzählt, weil die Geschichte von Mose genauso auch heute spielt. Auf dem Weg spüren wir bereits zuweilen eine paradiesische göttliche Geborgenheit, was Frieden und den Mut gibt, wieder weiter zu gehen. Da ist etwa das sprichwörtlich gewordene Manna, das nach Honig schmeckt und täglich den Geschmack des Gelobten Landes auf die Zunge legt. Die Hebräer bauten auch Trompeten auf ihrem Weg: Musik reizt zum Aufbruch, kann aufwühlen und wundersam besänftigen. Manna und Musik – das schmecken die Ohren ganz besonders heute Abend, weil der Gospelchor süß und mannartig klingt, nach Chocolate.

Ich werde Schritte mit Ihnen gehen, erzähle Reisegeschichten, die Symbole der Mosegeschichte leuchten auf, wollen Heimatgefühle bescheren, die unterwegs möglich sind. Zum Beispiel in einer Oase, wo Wasser sprudelt! Und das kam so: Die Is-

raeliten haben die Fesseln abgeschüttelt, sind durch ein tiefes Meer gewatet, das ist die Befreiung! Sie jubeln, tanzen, hauen auf die Pauke und singen. Und dann? In der Wüste ist kein Wasser. Da war sie schon wieder da, die große Vergeblichkeit. Gleich will man wieder zurück. Endlich aber: Sie finden Wasser, trinken, sie schlucken – und spucken. Denn das Wasser ist bitter. Mose aber wirft einen Stock ins Wasser, so wird das Bittere süß.



**Lesung aus „Unterwegs geborgen“, Kapitel Oasenlust:**

Die Erfrischung in Mara in der Wüste war noch nicht das gelobte Land selbst. Gleichwohl handelte es sich um eine Rast, die erleichterte und berauschte. So ein süß-belebendes Ereignis ist auch heute möglich. Eines Kindertages stand auf unserem Küchentisch eine Kanne schwarzer Tee. Ich weiß nicht, wieso – von nun an aber war das so. Meine Brüder und ich erhielten ein einführendes, kurzes Referat über das Getränk: „Völlig ungefährlich – auch für Kinder“, sprach meine Mutter. Eine kühne These, würden heutige Gesundheitskönner beanstanden: Trägt er nicht den gefährlich Stoff Tein in sich, dazu zieht er Wasser, trocknet aus! Jedenfalls: Er war bitter. Durch gelegentliches Üben milderte sich das ab, manchmal schaffte ich gar eine Tasse, bevor ich zur Schule aufbrach. Damals achtete auch das Lehrpersonal noch nicht darauf, dass sich Kinder in der Schule stetig gesunde Flüssigkeit zuführen. Ich lebte als Junge medizinisch betrachtet in der Steinzeit. Wir tranken und dürsteten noch wie Höhlenmenschen. Oder war meine Mutter – ohne dass ich es wusste – doch schon über all das informiert und wollte gegen ein damals schon perfektes Flüssigkeitsmanagement intrigieren? Jedenfalls gab sie nach Etablierung des schwarzen Tees am Frühstückstisch den Trank auch in die Schule mit, indem sie das so genannte *Fläschelein* füllte. Der verharmlosende Name für den Halbliter-Behälter inklusive seines suchtgefährdeten Inhalts nährt den Verdacht, dass es sich um Tarnung handelte. Raffiniert außerdem: Damals klang das Wort Tee fast noch natürlich, wenigstens leistungsfördernder als etwa Capri-Sonne Orange oder Sunkist-Kirsch, wie käuflich zu erwerbende Konkurrenten hießen.

Dem kindlich-sanften Namen *Fläschelein* zum Trotz lag mir das Schwarzgetränk weiterhin bitter auf der Zunge. Meine Mutter brachte das nicht aus dem Takt. „Auf Dauer wird es wohl nicht ohne Drogen gehen“, mochte sie denken. Der Tee sollte wohl den Sinn haben, die bis in den frühen Abend ausfransenden Schultage eines nicht immer süßen Ganztagschullebens zu überstehen. Ich aber fand nicht das Holz des Mose, um das Getränk in Süße verwandeln zu können. Bestenfalls halb geleert brachte ich die Plastikflasche heim, wo ich den Rest in die Spüle kippte. Die Teeabfüllerin blieb konsequent: „Nur mit Bitterem kommt man gegen Bitteres an.“ Das schien der Wahlspruch zu sein, mit dem sie die drogenstarke Trickserei auf die Spitze trieb. Sie träufelte in die Flüssigkeit Zitrone. Da war der schwarze Tee seines Namens ledig, er sah fast weiß aus, die Wirkstoffe freilich blieben. Dazu Zucker. Die Verwandlung bemerkte ich erst nach und nach – und habe mir das alles ohnehin erst Jahre nach der Schule zusammengereimt. Damals aber trank ich den geweißten Tee noch immer nicht zur Neige – trotz der beigefügten Süße. Ich ahnte nicht, dass das Wunder nahe war. So ungläubig können Kinder sein. Die Verwandlung geschah letztlich nicht viel anders, wie sie auch das wandernde Volk in der Wüste erlebte. Mein Durst war so unendlich groß geworden, dass ich nicht mehr anders konnte als der Macht des *Fläscheleins* zu trauen. Das Getränk, es wurde süß, nicht beim Schulstuhlsitzen, sondern unterwegs, während der Rast im Zug am Ende des Tages, wenn ich kaum noch Kräfte hatte, gegen Abend, es dunkelte – da fuhr ich zurück, es geschah während meines täglichen Nomaden- und Pendelwesens. Vor meinem großen Durst war ich oft noch gerannt, um den günstigen Zug zu erwischen. Wenn ich keuchend auf die Sitzbank mit dem ewig geriffelten, roten Kunststoffüberzug sank, fiel Sekunden später der Blick auf den Grenzfluss Rhein, der das Schulland vom Wohnland Hessen trennte. Oasen- und Rastgefühle. Da wurde schauend und trinkend für mich endlich alles süß – während meines Lagerns im Zug. So begann meine Sucht nach Tee.

Auch für die Hebräer lagen befreiendes Trinken und Oasengefühlen dicht beieinander. Denn Gott, der Arzt, hatte sie nicht nur gelabt, sondern wollte sie auch lagern lassen. Die Rast war heilsam für die, die vor lauter Durst und Sehnsucht nicht mehr weiter gewusst hatten. „Und sie kamen nach Elim; da waren zwölf Wasserquel-

len und siebenzig Palmbäume. Und sie lagerten sich dort am Wasser.“ (2 Mose 15,27)  
Nach Flucht, Meeresangst, Durst und dem befreiend-süßem Wasser war das jetzt so schön wie Urlaub. Eben noch geizte das Leben mit Erfrischungen, nun lagen diese den Hebräern zu Füßen. Dazu Palmen – die hatten sie erreicht, ohne einen Flug gebucht zu haben, allein zu Fuß waren sie in ihren Schatten geraten. Noch so ein Wunder, von dem die Bibel erzählt.

Die von Milch und Honig träumten, lebten in der Wasseroase Elim auf. Sie hatten nicht das gelobte Land betreten, konnten aber ihre Sehnsucht leben, mussten sie nicht leugnen, sie trieb sie auch nicht quälend an. Selbst die Wolkensäule machte Pause, ließ sich nieder und stand still. An plätschernden Wassern kommen viele zur Ruhe. In das Freibad, in das ich mich zuweilen vom Computerschirm davonstehle, erklimmt vom Becken aus eine Wiese Terrassenstufe um Terrassenstufe den Hang. Dort liegen die Oasenanbeter – genauso auch an Badeseestränden, die sich mit sanftem Schwung zum Wasser öffnen. Die Sehnsuchtsvollen lagern dort, weil Quellen und Gewässer beruhigen können. Man tut nichts, vergisst sogar, ins Wasser zu gehen, die Füße gleiten mit immer neuen Ideen durch den Sand, sie formen Hügel-landschaften und malen überraschende Bilder. Der eine Fuß gräbt sich ein, der andere gibt den Sand dazu, sie müssen jetzt nicht gehen, rennen, können rasten oder spielen, sind schon so viele Jahre lang auf den Weg in die ersehnte Freiheit gewandert, wo ich in solchen Augenblicken angekommen bin. Sie werden trotzdem weiterlaufen, immer tiefer in die Geborgenheit hinein, die sich dem öffnen will, der aufbricht und geht.

Das kann kein Zufall sein: Viele Cafés liegen am Fluss, kaum findet man auf ihren Terrassen einen Platz, um etwas zu trinken. Egal: Ich packe die Wasserflasche ein, und dann nichts wie raus an das Ufer des Mains – ganz ohne Terrasse liege ich dort auf der Wiese. Schiffe gleiten, meine Augen ebenso und ruhen doch zugleich, weil sie so viel Wasser sehen. Es ist in meinem Mund, ich sehe es zu meinen Füßen, dazu die Weinberge im Hintergrund. Sprudel trinkend male ich mir aus, wie die Beeren schmecken werden, die die Sonne zur Süße führen wird. Dann schlummere ich ein. Da träumt mir, dass ich unter Palmen liege – direkt am Main, wie die Hebräer habe ich sie zu Fuß, ganz ohne Flugzeug erreicht! Eine Kokosnuss fällt auf meinen

Kopf. Jetzt erweist es sich als Glück, dass mich die Sturheit seit Jahren nicht verlassen hat, nie scheint mein Schädel weich und formbar werden zu wollen. Der das Träumen nicht lassende Schädel lebt, dafür hat die gefallene Kokosnuss nun eine Macke abbekommen. Vom Schlag benommen greife ich nach ihr, trinke aus dem kleinen Loch süße Milch am Abend, trinke sie am Morgen, trinke sie den ganzen Tag und sinke tiefer in eine Oasenwirklichkeit, die traumhaft ist.

Auch meine Frau konnte mich nicht bekehren, die Palmenstrände dieser Erde anzufliegen. Sie will ja selbst am liebsten ständig Regionalbahn fahren, um sich in Heilbädern den Wasserfreuden hinzugeben. Dabei beginnt unser Rentenleben erst in knapp 30 Jahren. Doch wer sich der Sehnsucht nicht schämt, findet den Mut, eines der letzten Abenteuer zu wagen und ins Kurbad zu reisen, um dort Bitteres in Süße zu verwandeln. Erste Erfahrungen damit hatte ich bereits als Kind gesammelt. Wettswimmen, Chlorwasserschlucken und brennend-rote Augen? Diese Unterrichtsaufgaben im Fach Sport konnte ich nie recht erfüllen – oder sie schienen unterbewusst nicht das Ziel meiner Wünsche gewesen zu sein. Meine Nase jedenfalls sprach: „Nein!“ Und sammelte ärztliche Atteste. Verschnupft wie sie war, hatte ich in den Ferien nun an den chlorfreien Wassern eines kleinen Heilbades zu lagern. Eine Mixtur aus gymnastischem Plantschen und therapiefreien Tagen war das, denn nur an jedem zweiten Morgen musste ich in aller Frühe zum Becken spazieren. Trotzdem: Aller Anfang lebt vom Widerstand. Ich hatte noch nichts gegessen und auch einfach nicht die Größe, freudestrahlend in das Becken der Therapiebedürftigen zu waten. Es wurde von einer Solequelle gespeist, die schmeckte nicht süß. Das Wunder aber geschah. Ich fühlte mich allmählich wohler unter denen, die mit ihrem Plätschern behaupteten, dass es noch ein Leben jenseits des Bruttosozialproduktes geben könnte. Unter den alten Herren und Damen und unter der Regie einer – so erfrischend nüchtern sagte man das damals noch – *Übungsleiterin* breitete sich im Becken eine gymnastische, den Körper lösende Heiterkeit aus.

Das war der Anfang meines Kurbeckensammeleifers, auch wenn ich seitdem keine Wassertherapie mehr verschrieben bekam. Meine dennoch anhaltende Recherche in Thermal-, Sole- und Heilbädern bestätigt: Fast überall regiert die Oasenheiterkeit, obwohl doch Traurigkeit herrschen müsste, gemessen an den Regeln die-

ser Welt, die befehlen, am besten ohne jeden Durst und frei von Sehnsucht über die Runden zu kommen. Lachend aber ziehen in den Kurbädern die Kranken, Alten und Regionalbahnanhänger ihre winzigen Runden. Schon bei meinem ersten Kurbadaufenthalt als Kind überraschte mich die irrwitzigen Postkartenmotive mit ihren grellen Farben und kuriosen Späßen. Der kleine Badeort zeigte sich als Disneyland, gelegen in einem alles andere als amerikanisch wirkenden hessischen Hügelland, wo allenfalls die Sandbahnen der Minigolfanlage als Attraktion gehandelt wurden. Meine sich damals stetig steigernde Freude im Solebecken schlug bald schon jede Urlaubsstimmung, selbst wenn die Stiftung Warentest heutzutage diesen Aufenthalt in der Rubrik „Erlebnisdichte“ mit „ungenügend“ bewerten würde. Im Kurbecken aber regiert nicht die panische Sorge, zu wenig zu erleben. Stattdessen darf man sich um sich selber sorgen, dazu gibt es die göttliche und ärztliche Erlaubnis zu rasten. Ich jedenfalls fühlte mich geborgen unter denen, die das Wasser ruhig bewegten und sich nicht darum sorgten, die Welt erobern zu müssen. Damals durfte man die Alten übrigens noch Alte nennen – und es klang würdevoll. In dem Becken, in dem Wetschwimmen unmöglich war, herrschte keine Konkurrenz. Dort fand ich einen Platz, ohne ihn erkämpft zu haben. So wird es auch den Israeliten an den Quellen zu Elim ergangen sein. Auch wenn sie dort keinen Tropfen Honig oder Milch für ihre Zungen fanden, waren sie fast schon wie im Paradies.

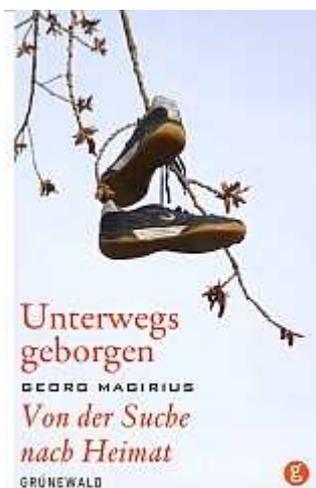
*(Musik)*

Verehrte Hörerinnen, liebe Mitwanderer,  
vielleicht wundern Sie sich: Was hat denn der große Prophet Mose mit schwarzem Tee und einem Fahrschüler oder einem Kurort zu tun? Ganz einfach: Die Bibel und der große biblische Sehnsucht nach Geborgenheit und Gott, ich entdecke davon immer wieder etwas in meiner nächsten Umgebung, im Alltag, in der vermeintlichen Gewöhnlichkeit. Selbst wenn ich es wollte, ich kann es nicht groß und total davon erzählen, der Glaube und der Wunsch nach Heimat, ich will ihn nicht fern, sondern in der Nähe entdecken, nicht im Nirgendwo. Und was die Israeliten damals erlebten, warum sollte das nicht auch einem Gehfreudigen heute möglich sein?

So geht es also immer weiter, wir wandern weiter. Die Hebräer brechen auf, verlassen die Oase, weiter geht, immer zu Fuß und bald lagern sie schon wieder – am Berg Sinai, wo sie einen Höhenrausch erleben, vor allem Mose: Er meißelt dort oben Worte in Stein, die zehn Gebote, auch das ist ein altes Symbol, das heute Halt und Geborgenheit geben kann: Prägante Worte, Sprichwörter, Gedichte, Lebenssätze, Bibelverse, der Spruch zur Taufe oder zur Konfirmation, das alles kann sein wie das tägliche Manna auf dem Lebensweg.

Doch wo sollten diese Tafeln mit den Worten lagern? Im Tresor? Nein, man ist ja unterwegs! Also nimmt man sie mit, und lagert sie in einer Hütte, die transportabel ist. Die Stiftshütte. Sie ist für mich vielleicht das schönste Symbol dafür, unterwegs bereits unendlich feine Geborgenheit erleben zu können. Wunderbar wird beschrieben, wie die Hütte aus Stoffbahnen gebildet und mit Teppichen ausgelegt wird.

Josua, heißt es, befand sich dort fast ständig. Bei aller Gemütlichkeit ist sie jedoch auch geheimnisvoll, sie hat ihren Platz etwas außerhalb der Zeltsiedlung. Die Hebräer hielten lieber Abstand, schauten von fern, wenn Mose in dieses Zelt ging, um mit Gott zu reden: Wie mit einem Freund.



### **Lesung aus *Unterwegs geborgen* - Kapitel: Heiliges Büdchen**

Die Hebräer schufen am Fuß des Sinai-Massives keinen Tempel aus Stein, sondern eine Hütte. So müssen es nicht immer Kirchen oder Kathedralen sein, die erhaben sind. Selbst in Museen wird gepilgert, in ihnen flüstern Besucher und schleichen mit gebremsten Bewegungen von Raum zu Raum. Es gibt in Städten phantastische Türme, die eine so hohe Ausstrahlung besitzen, dass sie selbst von weit entfernten Bergen zu entziffern sind. Aber doch wohnt in mei-

nen Augen den Büdchen, Hütten und vielen Nebenräumen ein besonderer Zauber inne. Ich entdeckte ihn früh, vielleicht gerade weil ich sie – nicht anders als der gewöhnliche Hebräer – so gut wie nie betrat. Dazu zählte auch das *Ständchen* – das Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, verfügte über drei. Dabei handelte es sich um

hüttenähnliche Gebäude, deren mysteriöse Kraft ich bereits spürte, wenn ich sie von Ferne sah. Jeder Kiosk befand sich – nicht anders als die Stiftshütte – etwas außerhalb: Einer am Bahnhof, der andere unweit der Schule, die den Dorfrand markierte, der dritte in Sportplatznähe. Menschen, die nicht satt und sicher im Leben sitzen, standen am Ständchen, tranken, sprachen, lachten. Es muss die von diesen Buden ausgehende Macht gewesen sein, die mich – von Geburt an eher schüchtern – zu Mutanfällen reizte. Ich wagte mich neben die dort Stehenden zu stellen, mich anzustellen, vorzudringen bis zum Fenster des Kiosks, um die Leidenschaft offen auszusprechen. Die Wünsche waren süß. Ich sah sie hinter den Fenstern zur Rechten und zur Linken der Luke, in die hinein ich meine Sehnsucht sprach. Die Hoffnung spielte sich vor meinen Augen sehr groß auf – und hielt, was sie versprach. Mein Lieblingskiosk war der am Sportplatz, an jenem Gelände, das mir wie ein Sinnbild des Noma-denwesens erscheint. Nicht nur im Wald, sondern auch dort liefen wir ständig im Oval, was nüchtern betrachtet keinen Sinn besaß, weil wir dadurch niemals richtig vorwärts kamen. Auch auf der Laufbahn fielen Ziel und erneuter Start in eins. Ich setzte einen Fuß vor den anderen und hoffte: Wenn ich in Bewegung bleibe, komme ich eines Tages an. Ich wusste nur nicht, wo. Ich ahnte aber, es würde noch schöner sein als die Bewegung selbst. Und heute? Wenn ich zurückschaue, ist mir, als wäre ich längst am Ziel gewesen – in diesem ständigen Laufen. Außerdem konnte ich von der Aschenbahn aus die Bücherei und auch das Ständchen sehen. Das war nicht zu übertreffen, alles lag dicht beieinander: Sportplatz, Kiosk und der Ort, in dem Bücher und Geschichten in Bewegung kamen – das Dreieck meiner Sehnsucht.

„Rogers Mutter!“, hieß es während einer Übungsstunde auf dem Sportplatz. Damit war klar: Wir würden der Geborgenheit noch näher kommen. Der Ruf war eine Art *Sesam öffne dich*, der von Mund zu Mund bei denen sprang, die gewohnt waren im Oval zu rennen. Roger war der mit Abstand Schnellste unter uns – wir schauten zu ihm auf und zu, wenn er auf Wettkämpfen als erster ins Ziel sprintete. Dann trugen wir unser Trikot zur Schau, wir hatten ja das gleiche wie er, es war blau. Als ich die Worte „Rogers Mutter!“ hörte, winkte mir das Paradies. Denn sie hatte den Kiosk übernommen, diese heilige Hütte, die ich viele Male am Tag passierte – zu Fuß oder auch per Rad. Ich kannte alle Wege im Dorf, sie führten immer wieder an diesem

Ständchen vorbei, damit ich meine Sehnsucht schauen konnte. Von jetzt an diene Rogers Mutter der Fülle, von der wir kosteten, um dann wieder loszuradeln – oder weitere Schritte auf Trimm-dich-Pfad und Aschenbahn zu setzen.

Rogers Mutter und der Sohn, der ihr im Kiosk half, waren Mose und Josua, sie waren sehr oft in der Hütte. Und ich? Ein Mal schlüpfte ich hinein – weil ich Vereinskamerad von Roger war. Damals hatte ich Vitamin B. Trotz meiner guten Beziehungen – zu nahe wollte ich dem Geheimnis des Lebens nicht kommen. Nein, ich mochte lieber weiter durch die Luke schauen, wie die Priesterin oder der Heilige, der Schnellste im Verein, den Weg zu der weiter hinten im Raum gelegenen Eistruhe schritten. Es war die Zeit, als man noch staunen durfte. Und niemand lachte, wenn ich träumte. Wir taten es doch alle – oder etwa nicht?

(...)

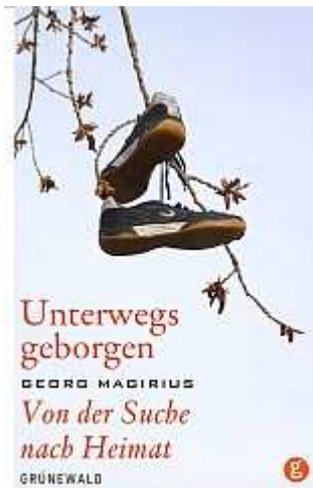
Wie auch immer: In der Hütte, in der man Gottes Nähe ahnen kann, einen Vorgeschmack von Heimat. Ich wünsche mir, dass heilige Räume das Geheimnis wahren dürfen, weil sonst ihre Aura schwindet. Das gilt nicht nur für Kirchen, sondern auch für Künstlergarderoben und Stadionkatakomben. Fußballspieler scheinen zu leuchten, wenn sie auf das Spielfeld gehen. Ebenso die Künstler, wenn sie die Bühne betreten, auch Moses Angesicht glänzte, als er die Stiftshütte verließ. (2 Mose 34,35) Der Zauber bleibt gewahrt, wenn ich nicht sehen kann, wie sich die Künstler verkleiden oder die Rasensportler ihre Fußballschuhe schnüren. Deshalb hoffe ich, dass die Kabine heilig bleibt, es ist der Ort, an dem während des Pausentees schon Wunder geschahen. Ich will nicht aufgeklärt werden, dass es überhaupt kein Pausentee mehr, sondern isotonische Flüssigkeiten gereicht werden, ich will die Spieler auch nicht Apfel- und Bananenscheiben mampfend in Großaufnahme über Anzeigentafeln oder Videowürfeln flackern sehen. Dazu Traineransprachen an die Mannschaft live auf die Tribünen übertragen. Dann bin ich eher bereit, in Halbzeitpausen Werbung bis ans Ende aller Tage zu gucken. Denn die Kabine soll eine heilige Hütte und eins der letzten Geheimnisse bleiben. Auch das Innere der Stiftshütte, in der die Tafeln lagerten, wurde doch nicht millionenfach den Blicken frei gegeben. Es war in ihr wunderbar, weil sie ihren Zauber wahren durfte. Schlimm genug, dass die Garderoben für Fußballmannschaften ihren Zauber zu verlieren drohen. (...)

Wer bereit ist, nicht jedes Geheimnis zu lüften, kann es wagen, sich auf Moses Spuren ins heilige Büdchen zu begeben. Dabei hilft, dem Staunen und Träumen nicht zu kündigen. Dann wird die Geborgenheit nicht fliehen, wenn man das Innere betritt. Man muss ja nicht gleich wie Josua ein Teppichleben führen, immer lag er auf dem weichen Stoff im Zelt. Ich war als Kind kein Josua, aber doch häufiger als nur die erwähnten Momente im Kiosk. Einmal saß ich für mehrere Stunden in einem Zelt, das – nicht anders als die Stiftshütte – aus Stoffbahnen zusammengefügt war. Ein Feuer! In der Mitte züngelte es kräftig, wir gehörten noch nicht offiziell zum Pfadfinderstamm und fanden entsprechend nur kleine Pfade, aber eben doch auch den, der in dieses große Zelt führte – es war im Winter. Ich hatte noch keinen Schwur getan und würde einige Monate später im Turnverein mein Laufbahnleben im Oval beginnen. Nun freilich saß ich im Zelt. Manche der großen Pfadfinder würden darin sogar schlafen, hieß es, unvorstellbar groß erschien mir das, als sei die Stoffhütte ein einziges Abenteuer. Der fremdartige Gewürztee, der in meinem Becher landete, schmeckte bitter, die Kinderzunge war nicht abgebrüht, sondern ahnte intensiv das Leben. Man saß im Zelt. Dennoch war die Welt draußen nicht ausgeblendet: Geräusche, Düfte, Feuchtigkeit und Kälte – alles kann in Zelthütten nahe kommen. An den Flammen entlang schaute ich nach oben, wo sich das Zelt öffnete. Ich sah, wie sich das Licht mit vielen Punkten energisch in den winterdunklen Himmel ausgestreut hatte. Dank der Offenheit ahnte ich eine andere Geborgenheit als die, die viele Menschen in Häusern suchen oder dort nicht mehr finden können. Sie unterschied sich auch auf befreiende Weise von manchen Kirchen. Ich mag die, in denen das Licht ein Recht aufs Atmen hat. Weniger gefallen mir Trutzburgen, die den Himmel ausgeblendet haben, nur noch Höhle sind, ein Bauch, sehr düster. Da helfen – mir persönlich! – auch die Kerzen nicht. Damals im Zelt aus Stoff hingegen, war es hell trotz Winterdunkel, weil ein großes Feuer brannte, das stärker war als eine kleine, meinetwegen auch ewige Flamme. Es ist weder das Allerheiligste noch der Altar, die mich in Kirchen magisch anziehen, auch die Orgelempore ist nicht mein Lieblingsplatz. Nein, es ist die Sakristei, die mir besonders erscheint, jene Kammer also, in die hinein man normalerweise gar nicht sehen kann. Sie ähnelt der Kabine der Fußballspieler, falls diese das Geheimnis wahren darf. Die Sakristei erlaubt den Rol-

lenwechsel. Man sieht allenfalls die Tür, aus der ein Mensch tritt, der – falls er bereit ist zur Verwandlung – weit über das hinaus erzählen kann, was er selber ist. Ich war schon einige Male in Sakristeien. Dort trifft man Kirchenälteste, die die Kollekte zählen, vor Chorkonzerten und anderen Auftritten kleiden sich Sänger, Musiker und Theaterleute um. Auch in meiner Zeit als Talarträger war ich in diesen mir heiligen Räumen. Zuweilen liegt diese Stube in der Ecke einer Kirche oder wurde kläglich angebaut. Die Sakristei – eine Randexistenz. Häufig erinnert sie an eine Bude, provisorisch und unaufgeräumt, ein Hinterzimmer. Dann wieder ist sie wie die Stiftshütte mit Teppichen ausgelegt, gemütlich und würdig – bereit zur Intimität mit Gott. Als dort Gott zu Mose wie zu einem Freund redete, hat es anders geklungen als wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer miteinander sprechen. Denn Mose durfte alles sagen. So kann es in der heiligen Hütte sein, in der Sakristei. Gerade weil das Leben nicht immer lieblich, sondern oft provisorisch ist, muss es solche Orte geben. Als ich im Vogelsberg als Vikar einmal die letzten Augenblicke bis zum Beginn einer Trauerfeier in der Sakristei verbrachte, hatte ich einen wunderbaren Ausblick hinaus auf sanfte Höhenzüge. Im Rücken lag die Tür, die in den Kirchenraum führte, wo die Beerdigungsgesellschaft stumm wartete. In der Sakristei, in dieser kleinen Hütte, ist man allein. Es blieb die Möglichkeit, Gott als Verbündeten anzusprechen, als der Zeitpunkt immer näherrückte, dass ich durch die Tür die Sakristei verlassen würde. Wieder wusste ich nicht: Was sollte in der Trauer tragen? Allenfalls, dass man ohne Macht ist, die Macht woanders ist, ein anderer hat – und der Mensch, der sich machtlos fühlt, diese Ahnung am Rand des Lebens und in Hütten empfangen kann. Denn die Hütte behauptet erst gar nicht, ewig sein zu wollen – sondern erzählt, dass noch etwas kommen könnte, das einen aus der Ohnmacht heraus in die Heimat trägt.

(...) Die Stiftshütte ist kein in Stein gebauter Tempel, sondern bleibt ein Zelt, das sich aufschlagen, genauso leicht aber auch abbauen lässt. Und mancher Sturm wird diese Hütte auf der Wanderung zum gelobten Land umgeworfen haben. Auch Gott, der sich per Wolke in sie senkt, ist dort – anders als Josua – nicht unablässig zu Hause, vielleicht nur in Augenblicken – etwa wenn das Leben zerbrechlich erscheint oder ein Kiosk eine Süße ahnen lässt, die sich erst künftig betreten lässt. Selbst als Israel viele Generationen später die Tafeln im Tempel in Jerusalem auf-

bewahrte, behauptete man nicht, dass dieser Kultort Gottes ständige Heimat sei. Prophetische Visionen erzählen, dass der Tempel nicht für immer stehen bleibt, sondern beweglich werden kann. So wahrten sie den Zauber der Stiftshütte noch in Zeiten, als man sesshaft war. Häuser und Hütten werden niemals ewig bleiben, wie auch das Gottesvolk nicht für immer am Berg Sinai zelten, sondern weitergehen wollte. Friede den Hütten! Sie sind heilig. Denn in die Vorläufigkeit hinein kommt die Geborgenheit zu Besuch. ---



## **Unterwegs geborgen**

Von der Suche nach Heimat  
144 Seiten, Matthias-Grünwald-Verlag 2008, Ostfildern  
Lektorat: Andrea Langenbacher  
EUR 14,90 ISBN: 978-3-7867-2702-6

...

Interviews, Filme, Stimmen zum Buch:  
[http://georgmagirius.de/buch\\_unterwegs\\_geborgen.htm](http://georgmagirius.de/buch_unterwegs_geborgen.htm)